

## Ungewisse Evidenz und lebendige Sprache: reflexive Professionelle als "Trickster"

White, Sue; Wastell, David

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

White, S., & Wastell, D. (2014). Ungewisse Evidenz und lebendige Sprache: reflexive Professionelle als "Trickster". *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 34(132), 51-72.  
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-52504-4>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Sue White & David Wastell

## Ungewisse Evidenz und lebendige Sprache: Reflexive Professionelle als „Trickster“

In der Vergangenheit wurde viel über die Ungewissheiten und Kontingenzen von Praxis wie auch die an SozialarbeiterInnen gerichteten Forderungen, diese Ungewissheiten durch die explizite Verwendung von formalem Wissen zu verringern, diskutiert. Ein oft vorgeschlagener Weg, um dieses Ziel zu erreichen, ist die evidenzbasierte Praxis. Eine solche Orientierung an formalem Wissen, bei dem aus Ungewissheit Gewissheit geformt wird, lenkt von der Tatsache ab, dass sowohl Wissen als auch Routinepraktiken Professionelle häufig auch in solchen Situationen zu frühzeitigen und „sicheren“ Beurteilungen treiben, in welchen eine Position „respektvoller Ungewissheit“ vielleicht angemessener wäre. Um ihre Arbeit erledigen zu können, müssen Professionelle ihre Meinungen so verpacken, dass sie für andere lesbar, verständlich, ja konsumierbar werden. Sie müssen in der Lage sein, ihre Beurteilungen zu rechtfertigen, nachzuweisen und diese in einem performativen Akt „durchzuführen“. Das heißt, professionelle Erklärungen und Deutungen *hängen von* den zur Verfügung stehenden Vokabularen ab. Mit Hilfe des anthropologischen Begriffes des „Tricksters“ als Metapher soll in diesem Aufsatz argumentiert werden, dass die Fähigkeit dazu, Sprache und allgemein akzeptierte Ideen aufzurütteln, entscheidend wichtig für kritische, reflexive Praxis sein kann.

Die mythologische Figur des „Tricksters“ ist sowohl Zelebrierung als auch Mahnung zur Notwendigkeit, Dialoge und reflexive Räume innerhalb der eigenen Kultur zu öffnen und quasi „anthropologisch“ mit eigenen Vorannahmen umzugehen. Reflexive Professionalität bedarf der Fähigkeit, Geschichten über sich selbst und andere (und Geschichten über diese Geschichten) zu erzählen, welche die Offenheit des menschlichen Gesprächs verteidigen und Möglichkeiten schaffen, dass die Dinge auch anders sein könnten, nicht weil sie unbedingt so sein sollten, sondern so, dass sie möglich sein könnten. Phantasievoll verwendet, kann die Evidenz, die in der Alltagspraxis enthalten ist, eingesetzt werden, um

das Vertraute fremd zu machen und Sprache lebendig zu halten. Daher kann diese Evidenz ein konsequent menschliches Engagement mit sinngebenden Aktivitäten fördern, in denen SozialarbeiterInnen *tätig sind*.

## Gewissheit und Ungewissheit in der Praxis Sozialer Arbeit

„Genuine ignorance is profitable because it is likely to be accompanied by humility, curiosity, and open mindedness; whereas ability to repeat catch-phrases, cant terms, familiar propositions, gives the conceit of learning and coats the mind with a varnish, waterproof to new ideas.“ (Dewey 1910: 177)

Es mag seltsam erscheinen, einen Text über Evidenz und Wissen in der Sozialen Arbeit mit einem Epigraph zu beginnen, das die *Ignoranz* zelebriert. Doch dies ist nicht so paradox, wie es auf den ersten Blick erscheint. Obwohl der Wert einer „nicht-wissenden“ Position in verschiedenen Untersuchungsansätzen weithin anerkannt ist, etwa in der ethnografischen Forschung und in einigen Versionen der Familientherapie, so ist diese zugleich schwierig zu erreichen. Vielleicht brauchen wir mehr „Unwissenheit“ dieser speziellen Art in der Sozialen Arbeit. Oft wird die Notwendigkeit beschworen, formales Wissen in professioneller Praxis expliziter zu nutzen, um die sich aus ihr ergebenden Ungewissheiten zu reduzieren. Doch ein solcher Umgang mit Gewissheit läuft Gefahr, PraktikerInnen zu voreiligen Schlüssen zu verleiten, während die Haltung einer „respektvollen Ungewissheit“ (Laming 2003) vielleicht angemessener wäre.

Diese Formulierung wurde kürzlich von Lord Laming in der Untersuchung zum Tod von Victoria Climbié im Vereinigten Königreich im Jahr 2003 geprägt. Victoria war ein westafrikanisches Kind, das nach Europa in die Obhut ihrer Tante geschickt worden war. Sie starb in Folge von Misshandlungen und Vernachlässigung unter schockierend grotesken Umständen. Lamings Bericht hebt besonders die Auswirkung der überstürzten Kategorisierung des Falls hervor (in der ‘Familienunterstützung’ einer Intervention wegen „Kindeswohlgefährdung“ Vorrang gegeben wurde), die durch einen sogenannten „confirmation bias“ bezüglich der Anfangshypothese zu weiteren tragischen Fehleinschätzungen führte.

Soziale Arbeit findet im Kontext machtvoller organisationaler und professioneller Kulturen statt. Dennoch ist das Konzept von Kultur in gravierender Weise unhinterfragt. Auf Kultur wird in Positionspapieren häufig als ein Medium Bezug genommen, das sich relativ leicht verändern lässt. Forschungen in den Bereichen der Fürsorge (z.B. Pithouse 1989, Hall 1997, White 1998a), der Medizin (z.B. Bloor 1976) und der Pflege (z.B. Latimer 2000) zeigen, dass Kultur nicht ohne weiteres formbar ist. Kulturen werden lokal ausgebildet und reproduziert und

stärken die stillschweigenden Praktiken von Berufen, Organisationen und Teams. Sie leisten erbitterten Widerstand gegen jede Art des naiven Managerialismus, der mit rationalistischen Führungsansätzen verbunden ist – einschließlich der Modernisierungs- und „what works“-Programme.

Professionskulturen enthalten Artefakte aus vielen unterschiedlichen Feldern wie allgemeine moralische Ordnungen, Teile formellen Wissens (z.B. psychologische Theorien verschiedenen Zuschnitts) sowie spezifische, gesetzlich kodifizierte, professionelle Aufträge und Mandate. Wenn wir das Beispiel der Kinder- und Jugendhilfe im Vereinigten Königreich nehmen, gibt es zahlreiche Beispiele besonderer Orthodoxien, die sich durchsetzen und maßgeblichen Einfluss auf die Praxis haben. Diese Beispiele umfassen unter anderem das Für und Wider trans-ethnischer Adoptionen, die langfristige Planung außerfamiliärer Unterbringung oder etwa den Gebrauch von „anatomisch korrekten“ Puppen zwecks Abklärung des Verdachts auf sexuellen Missbrauch.

Wie gründlich und objektiv wissenschaftliches Wissen auch immer erscheinen mag, Wissen steht nicht außerhalb der Geschichte. Selbst in den ‘exakten Wissenschaften’, so Feyerabend (2007), ähnelt die Entdeckung neuer wissenschaftlicher Ergebnisse dem Abschließen von komplizierten politischen Verträgen. Evidenz ist immer eingebettet in die metaphysischen Idiosynkrasien der jeweiligen Zeit, und dies unabhängig davon, ob es sich um das profane, unspektakuläre Arbeitswissen von Professionellen im Feld handelt oder um die Elfenbeintürme, in welchen die akademische Wissensproduktion stattfindet (Feyerabend 2007). In einer herausragenden Studie, welche die sogenannte Sokal Affäre aufgreift, beschreibt Epstein (2004), wie schwer es ist, gegen den Strom der Orthodoxie eines bestimmten Wissenschaftsfeldes zu schwimmen. So wurden zwei Versionen eines gefälschten wissenschaftlichen Artikels – einer in welchem eine bestimmte Interventionsform für Familien positiv evaluiert wurde, der andere mit einem negativen Resultat – an führende Zeitschriften im Feld der Sozialen Arbeit eingereicht. Obwohl die Artikel bis auf das Ergebnis gleich waren, wurde die positive Evaluationsstudie von allen Zeitschriften zur Publikation akzeptiert, während die negative Evaluation in 70% der Fälle zurückgewiesen wurde.

### Theorie „praktisch“

In diesem Abschnitt beschreiben wir, wie machtvolle Ideen (sehr oft gestützt durch Theorie, das selektive Rekurrieren auf Forschungsergebnisse sowie verschiedene Formen moralischen Rasonierens) die Fähigkeit von PraktikerInnen einschränken kann, sich kritisch-reflexiv mit Fällen auseinanderzusetzen. Wenn

etwa Professionelle für oder gegen eine bestimmte Interventionsform argumentieren, so tun sie das möglicherweise durch unbewussten Rekurs auf eine Idee, welche nur eine von vielen möglichen Handlungsalternativen darstellt; Alternativen, die durch den Einfluss des jeweiligen epistemischen Arrangements verschleiert, verdeckt oder verschlossen bleiben. Das folgende Beispiel, entnommen aus einem reflexiven Kommentar einer an einer Weiterbildung teilnehmenden Sozialarbeiterin, beschreibt dies gut:

„In diesem Fall war die Beziehung zwischen Frau S. und Herr M. so dysfunktional, dass sie sich auf die Bindung zwischen Frau S. und den Kindern auswirkte. ... Am Anfang habe ich mir Jacks Bindungsprobleme angeschaut und habe Frau S. geraten, einen unterstützenderen Erziehungsstil anzuwenden, um dem entgegenzuwirken. Nichtsdestotrotz habe ich im weiteren Verlauf des Falles immer mehr meine Anfangsdiagnose aus den Augen verloren und mir erlaubt, Frau S. Drängen auf die Symptome von Jacks Bindungsproblemen (Risikoverhalten, Schusseligkeit, Widerpenstigkeit, aggressives Verhalten) nachzugeben. Erst als Jake einen ernsthaften Unfall hatte und Frau S. ihn offen als „schwer“ beschrieb, konnte ich mich wieder den Bindungsproblemen widmen.“

Dieser Kommentar liest sich auf den ersten Blick als ein vernünftiges, reflexives Rasonieren über einen Fall. Nichtsdestotrotz gibt es einige bemerkenswerte Aspekte. So geht die Autorin trotz des Faktes, dass der Text dem Duktus eines reflexiven Kommentars entspricht, nicht auf die empirische Basis ein, welche der Diagnose zugrunde liegt, nämlich, dass Jack „Bindungsprobleme“ habe. So wird etwa nicht darauf eingegangen, was, wo, wann wie oft beobachtet wurde. Auch lässt uns der Text über die Beschreibung der Geschehnisse aus der Sicht der Mutter als auch darüber, welche anderen alternativen Erklärungen möglich und plausibel gewesen wären, im Unklaren. Stattdessen rekurriert die Sozialarbeiterin auf die Bindungstheorie, einer der flexibelsten verfügbaren Interpretationsrahmen (Burman 1994, White 1998b), um die Diagnose zu legitimieren, die Familie S. habe Bindungsprobleme. Der Textabschnitt, der auf die „Diagnose“ folgt, gleicht dem bedauernden Eingeständnis der Professionellen, der Mutter erlaubt zu haben, ihrer Einschätzung des Falles als Bindungsproblem durch das Aufdrängen ihrer Agenda infrage zu stellen. Die Aussage: „Frau S. hat ihn offen als schwieriges Kind beschrieben“, ist offenkundig moralisierend und unterstellt, dass das Verhalten des Kindes vorsätzlich transgressiv oder deviant sei. Die Aussage der Mutter wird als diagnostischer Indikator für das Bestehen einer Bindungsstörung herangezogen, welche wiederum als konkrete Entität und nicht als metaphysisches Konstrukt gedeutet wird.

Aus einer solchen Distanz lässt sich selbstverständlich keinesfalls die Plausibilität der Diagnose der Sozialarbeiterin beurteilen. Nichtsdestotrotz ist an diesem Fall

bemerkenswert, dass – wenn auch als Teil eines kritischen Kommentars – theoretisches Wissen dazu herangezogen wird, einer mehrdeutigen Situation Sicherheit zuzuschreiben, in welcher die Mutter entgegen der Diagnose der Sozialarbeiterin geltend macht, dass das Verhalten des Sohnes auf sein Temperament zurückzuführen sei. Sicherlich gibt es keinen Anlass dazu, eine der beiden Beschreibungen leichtfertig zurückzuweisen. Auch spricht nichts dagegen, dass beide Positionen zutreffen. Nichtsdestotrotz wird in der einen Position „a-priori“, d.h. ohne weitere Argumentation oder Rechtfertigung, Korrektheit zugeschrieben und somit eine alternative Deutung der Situation ausgelöscht. Formales Wissen wird hier in erster Linie dazu herangezogen, die Situationsdeutung der Sozialarbeiterin zu untermauern und somit zu reifizieren und nicht, um die zugrundeliegenden Annahmen zu hinterfragen. Während diese Art eines reduktiven Rasonierens keinesfalls auf die Soziale Arbeit beschränkt ist, so führt doch das Spezifikum Sozialer Arbeit, in das Medium zwischenmenschlicher Beziehungen eingebettet zu sein, dazu, dass Soziale Arbeit substantiell auf relativ „exoterische“ Fähigkeiten und Kompetenzen zurückgreifen muss, also auf das, was man gemeinhin unter sogenanntem gesundem Menschenverstand versteht. Die Infiltration psychologischer Theorien in den „common sense“ alltäglicher professioneller Deutungs- und Analyseprozesse ist ein mächtiges Utensil für die Produktion von Sicherheit. In diesem Beispiel verwendet die Sozialarbeiterin implizit die Bindungstheorie, um ihrer Interpretation des Falls, ihren Formulierungen Nachdruck zu verleihen und nutzt sie als integralen Bestandteil ihrer reflexiven professionellen Beschreibung. Theorie wird dabei als „evident“, als selbstverständlich wahrgenommen – implizites Wissen ist heimtückisch.

Es fällt nicht schwer, nachzuvollziehen, warum Theorie solch eine mächtige Durchsetzungskraft besitzt. So schreiben etwa zwei führende Missionare der Bindungstheorie ohne augenscheinliche Ironie, dennoch leicht verniedlichend in einem neueren, einflussreichen Text:

„[T]heories help to organize what we know. Theories also provide an economy of effort. They allow conceptual short-cuts to be taken. If the theory is powerful one, it might only take a few observations to locate a particular phenomenon as an example of a class of objects or behaviours.... Hypotheses help to guide future observations, the results of which aid practitioners in further testing and refining their initial assessments and observations.“ (Howe et al. 1999: 228)

Leider gibt es keinen 5. Zusatzartikel zur Verfassung, auf welchen sich WissenschaftlerInnen berufen können und es bleibt uns nichts anderes übrig, als den strukturierenden Einfluss von Theorie auf professionelle Denk- und Deutungsmuster zu bemängeln und das daraus resultierende Befördern von sogenannten „confirmation biases“ zu beklagen. Theorie begeistert, weil sie Realität verein-

facht. Gleich einem Transitionsobjekt gibt sie psychologische Sicherheit in einer unsicheren und komplexen Welt. Aber wie alle Transitionsobjekte läuft sie Gefahr, zum Fetisch zu werden, insofern sie ihre Jünger in ihrem Bann fixiert (Wastell 1996). Tatsächlich könnte man bössartiger Weise spekulieren, dass Bindungstheorie sich besser zur Beschreibung der Beziehung zwischen ihr selbst und ihren Anhängern eignet als zur Beschreibung der Welt zwischenmenschlicher Beziehungen! Die starke „Bindung“ zur „Bindungstheorie“ erscheint insbesondere im Licht erdrückender kontrafaktischer Forschungsergebnisse<sup>1</sup> – welche nahelegen, dass alle Therapieformen gleich wirksam sind – paradox.

Der eigentliche theoretische Inhalt der Therapieformen ist diesen Forschungen zufolge vermeintlich irrelevant: Die Wirksamkeit einer Intervention kann ausnahmslos durch die Einstellung des/r Klienten/in, die Qualität der therapeutischen Beziehung und anderen sogenannten „common factors“ erklärt werden. Wenn alltägliche menschliche Erfahrung in Alltagssprache gefasst in das ausgedünnte und einschränkende Vokabular der Bindungstheorie übersetzt wird, dann produziert dies Mystifizierung, nicht Einsicht. Was sich in diesen Manifestationen ausdrückt, ist nicht eine wie auch immer geartete tiefere Wahrheit, sondern ihre eigene Metaphysik, ausgedrückt in den diagnostischen Fabeln ihrer Jünger. Oft wird behauptet, Theorie sei eine Linse, gleich einem Teigausstecher, ein Tropus, den wir so oft benutzt haben! Diese Tendenz wurde auch von einem der vehementesten Vertreter evidenzbasierter Praxis bemängelt:

„Mention ‘maternal deprivation’, ‘attachment theory’, or ‘moral development’ on a social work training course and you will get Pavlovian reflex citations of Bowlby and Salter-Ainsworth... and Piaget...“ (Sheldon 2001: 803)

Wir stimmen mit dieser Einschätzung überein, aber wir möchten hinzufügen dass SozialarbeiterInnen einer mindestens ebenso großen Versuchung ausgesetzt sind, empirische Arbeiten zu zitieren (etwa diejenigen von Sheldon), um übernommene Wahrheiten, vorherrschende Meinungen und überstürzte, vorschnelle Kategorisierungen abzustützen, statt sie vor dem Hintergrund von Theorie zu hinterfragen. Wir sind der Ansicht, dass professionelle Deutungs- und Diagnosemuster von den zur Verfügung stehenden Vokabularen abhängig sind und dass, auch wenn Professionelle freie und von ihrem eigenen Willen geleitete Wesen sind, sie jedoch nicht unabhängig sind von den semantischen und kulturellen Voraussetzungen, auf deren Grundlage sie handeln. Manchmal müssen Vokabulare ein bisschen aufgemischt werden. Auf eine Metapher aus der Anth-

---

1 Ganz in der Weise eines Tricksters eignen wir uns wissenschaftliche Ergebnisse schamlos an, insofern es unseren rethorischen Zwecken dient!

ropologie rekurrierend, wollen wir in Situationen, in welchen Vokabulare sich „festgesetzt“ haben und blockiert sind, die Fähigkeit von SozialarbeiterInnen fördern, „Trickster“ in ihren eigenen kulturellen Feldern zu sein.

### „Trickster“?

„Trickster“ – so nennen Anthropologen den doppeldeutigen, schelmischen Charakter aus alten Volkssagen und Mythen, welcher in abgewandelter Form in vielen Kulturen vorkommt (Hyde 1998). Der Götterbote Hermes im antiken Griechenland, Koyote in Nordamerika, Krishna in Indien, der Affenkönig in China, Raben in nordischen Mythen, alle diese Figuren verweisen auf den „Trickster“. Durch seine Verstöße gegen etablierte Moralvorstellungen und Sitten, sein subversives Umdeuten von sozialen und politischen Hierarchien, lädt er zur Erschaffung neuer Werte und sozialer Ordnungen ein. Die Verbindung der Figur des „Tricksters“ mit Verstößen gegen etablierte Ordnungen verleiht dem Begriff eine pejorative Konnotation – und in Mythen und Fabeln führt der „Trickster“ die Menschen tatsächlich oft absichtlich in die Irre. Das Invoizieren der Metapher „reflexive PraktikerInnen als „Trickster““ soll jedoch nicht suggerieren, dass Professionelle lernen sollten, besser zu lügen und zu betrügen. Vielmehr geht es uns darum, die praktischen Implikationen zweier wichtiger aber gegensätzlicher Eigenschaften des „Tricksters“ darzulegen.

Die erste Eigenschaft des „Tricksters“ ist seine Wandlungsfähigkeit, die Fähigkeit sich unermüdlich in viele Richtungen zu drehen, die mit seiner Figur verknüpfte romantische Personifikation künstlerischer Raffinesse. In seinem vorzüglichen Buch beschreibt Lewis Hyde den „Trickster“ wie folgt:

„[T]rickster is a boundary-crosser. Every group has its edge, its sense of in and out, and trickster is always there, at the gates of the city and the gates of life, making sure there is commerce. He also attends the internal boundaries by which groups articulate their social life. We constantly distinguish – right and wrong, sacred and profane, clean and dirty, male and female, young and old, living and dead – and in every case trickster will cross the line and confuse the distinction. Trickster is the creative idiot, therefore the wise fool, the gray-haired baby, the cross-dresser, the speaker of sacred profanities...the origins, liveliness and durability of cultures require that there be space for figures whose function is to uncover and disrupt the very things that cultures are based on.“ (Lewis Hyde 1998 *Trickster Makes this World*: 7-9)

Oder:

„[W]hat tricksters quite regularly do is create lively talk where there has been silence, or where speech has been prohibited. Trickster speaks freshly where language has been blocked, gone dead, or lost its charm...for usually language goes dead because



cultural practice has hedged it in, and some shameless double-dealer is needed to get outside the rules and set tongues wagging again.“ (Hyde 1998: 76)

Um die Komplexität der Figur des „Tricksters“ als kultureller Agitator zu erfassen, ermutigen wir den/die geeignete/n LeserIn, auf das Buch von Hyde zurückzugreifen (siehe auch Radin 1956). Für den in diesem Artikel verfolgten Zweck wollen wir ein Beispiel geben, wie „Trickster“-Erzählungen zur Destabilisierung von Grenzen beitragen können. In einem indischen Volksmärchen lässt Yasoda ihren Adoptivsohn Krishna mit der Anweisung alleine zuhause, während ihrer Abwesenheit keine Butter zu naschen. Sobald sie das Haus verlassen hat, geht Krishna zur Speisekammer, öffnet das Butterglas und verschlingt gierig den gelben Inhalt. Bei ihrer Rückkehr ermahnt sie Krishna. Zu Beginn antwortet Krishna mit einer Abfolge von listigen Erwiderungen und Ausflüchten: „Es waren Ameisen im Butterglas. Ich wollte die Butter nur retten“, oder er versucht, die Mutter zu beschuldigen: „Die Armbänder, die du mir angehängt hast, scheuern meine Handgelenke auf. Ich musste die Wunden kühlen“.

Alle diese Entschuldigungen können Yasoda nicht besänftigen, aber Krishnas Antwort: „Ich habe die Butter nicht gestohlen, wie könnte ich das tun? Gehört nicht alles in diesem Haus uns beiden?“, bringt Yasoda zum Lachen, verückt von der Fähigkeit des Kindes, ihren Begriff von Eigentum und Diebstahl zu hinterfragen. Durch sein Argument offenbart Krishna die Künstlichkeit, Konstruiertheit und kulturelle Spezifität von Unterscheidungen und schlägt Alternativen vor. Hermes stellt ein anderes Beispiel des „Tricksters“ als einfallsreichen Streichspieler dar, welcher sich seinen Weg trotz unlösbar scheinenden Problemen und Sackgassen bahnt, indem er listenreich und gekonnt Konventionen und Reifizierungen umgeht. Hermes war nicht umsonst der Götterbote.

Spuren des „Tricksters“ finden sich auch in der Arbeit von SozialwissenschaftlerInnen und SoziologInnen, gleichsam ReformierInnen und AgitatorInnen des generalisierten „Hinterlandes“ der Sozialen Arbeit. So weist etwa Harold Garfinkel dem „Trickster“ in seinen bekannten „Krisenexperimenten“ eine prominente Reverenz zu (Garfinkel u.a. 1967).

Ethnomethodologie betreibt die Analyse von „folk methods“ (den alltäglichen Arten und Weisen, wie wir Dinge tun): Die komplexen Formen des geteilten Wissens, auf welches wir rekurren, wenn wir ganz alltägliche Dinge tun (Sacks 1984). Garfinkels Experimente zielten darauf ab, mit den unhinterfragten Regeln der alltäglichen sozialen Ordnung zu brechen mit dem Ziel, diese explizit und sichtbar zu machen.

Eines seiner Experimente besteht zum Beispiel darin, sich aus dem Einkaufswagen eines/r anderen zu bedienen, wobei die implizite Regel, dass, sobald man ein Produkt

in seinen Einkaufswagen gelegt hat, es einem gehört, verletzt und somit zugleich sichtbar gemacht wird. Für Goffmann waren Regelüberschreitungen Hilfen für eine schleppende, festgefahrene Vorstellungskraft (1967). Eine andere „Trickster“-Figur ist der Filmemacher Ken Loach. Sein Film „Cathy Come Home“ aus dem Jahre 1996, in welchem er kunstvoll harte Fakten, Propaganda, Melodrama und reales Filmmaterial über das Elend des Slum-Lebens verflechtet, hatte wahrscheinlich mehr Einfluss auf Sozialreformen als jede andere zeitgenössische britische Medienproduktion.

In einem gewissen Sinne sind „Trickster“-Mythen ein Zelebrieren menschlicher Einfallskraft und Ehrfurchtslosigkeit sowie der Notwendigkeit, den Status-Quo zu hinterfragen, um Bewegung und Wandel zu schaffen. Für professionelle Praxis stellt dies einen kontinuierlichen Hinweis auf die Notwendigkeit dar, Dialog- und Reflexionsräume innerhalb der eigenen kulturellen Eingebettetheit zu schaffen und mit den eigenen Vorannahmen (anthropologisch) umzugehen. In Spannung zu diesem eher positiven Bildnis gibt es am „Trickster“ jedoch eine andere Seite, gleichsam wirksames Gegenmittel zur Arroganz und Überheblichkeit, als lebende Erinnerung an unsere eigenen menschlichen Schwächen und Grenzen. Der kunstvolle, raffinierte „Trickster“ hat einen kunstlosen Doppelgänger; er ist zugleich unmenschlich und übermenschlich, bestialisch wie himmlisch. Das Winnebago Volks-Zyklus (Hyde 1998) eignet sich am besten, um diese dunkle, atavistische Seite zu erläutern. Während seiner Wanderung fängt der „Trickster“ Enten, aus welchen er eine Suppe kochen will. Er entzündet ein Feuer und spitzt Holzstäbe an, um die Enten über dem Feuer zu braten.

Das Pasquill geht wie folgt weiter:

„I will wait for them to be cooked... Now you my younger brother must keep watch for me while I go to sleep... He was talking to his anus. Then turning his anus to the fire, he went to sleep. While he was sleeping some small foxes approached...they noticed someone asleep there. „It is Trickster and he is asleep! Let us eat his meat...“ When they came close, much to their surprise, gas was expelled from somewhere.... As they were eating, the Trickster's anus continued its „Pooh“ incessantly. There the foxes stayed until they had eaten up all the pieces of duck.... After a while Trickster awoke. My, oh my, he explained joyfully, the things that I had put on to roast must be cooked by now. So he went over, felt around, and pulled out a leg. To his dismay it was a bare bone, completely devoid of meat. ....Did I not tell you to watch this fire? As a punishment, I will burn your mouth so that you will not be able to use it. Thereupon, he took a burning piece of wood and burnt the mouth of his anus. He was of course burning himself, and he exclaimed „Ouch, ouch“! This is too much! I have made my skin smart. Is it not for such things that they call me Trickster?“

Für C.G. Jung ist der „Trickster“ „collective shadow figure, a summation of all the inferior traits of character in individuals“ (Jung 2005: 270). „Trickser“-

Mythen sind nicht ein verschwindendes, redundantes historisches Überbleibsel, sondern sind insbesondere als kulturelle Archetypen machtvoll: So ruft unser skatologisches Exzerpt bei den meisten Lesern ein vergnügliches Schmunzeln hervor, ganz ähnlich des Lesens eines Dilbert Cartoons oder jeder anderen satirischen Verarbeitung menschlicher Verrücktheit und Hybris. Trotz unserer aufgeklärten Raffiniertheit und unseres hohen technologischen Entwicklungsstandes erkennen wir doch eine Wahrheit in der Schattenseite des „Tricksters“, eine Wahrheit, welche sowohl individuell-persönlich als auch als generalisierter Kommentar über unsere gemeinsame Menschlichkeit relevant ist.

Für Jung sind „Trickster“ nicht einfach nur kulturelle Motive, sondern echter Bestandteil unserer mentalen Ausstattung, das lebende Residuum der primitiven, impulsgetriebenen Wesen, welche wir alle als Kleinkinder gewesen sind. „Outwardly it is forgotten, but inwardly not at all.“ (ebd.: 268) Das Janusgesicht des „Tricksters“ allegiert die dynamische Spannung zwischen beiden Polen der menschlichen Bedingung: an einem Extrem der rationale, integrierte Erwachsene, ausgestattet mit der Fähigkeit rationalen Abwägens, an dem anderen Extrem der kindliche, hilflose Trottel, mit so wenig Selbstbewusstsein ausgestattet, dass er mit seinem Anus spricht, ihn als unabhängigen, von sich selbst abgelösten Agenten deutet und sich über seinen Dilettantismus aufregt! Beide Seiten sind nötig, kulturell und psychisch, sie sind ein Enantiodrom.

Der „Trickster“ liefert also die zweite metaphorische Botschaft für professionelle Praxis: eine kontinuierliche Erinnerung an unsere eigene Fallibilität, unsere Anfälligkeit für Hybris, Fehler und an unsere Selbstblindheit. Um es kurz zu fassen: Professionelle machen Fehler; unsere Praxis sollte deswegen von Bescheidenheit und Demut geprägt und mit einem wachen, selbstkritischen Auge betrachtet werden. Aber ein solches Bewusstsein seiner selbst ist nicht natürlich gegeben. Es fällt leicht, Fehler anderer zu entdecken, aber die Fähigkeit von Kulturen, als erhaltendes, stützendes Medium für etablierte Denkweisen zu wirken, bedeutet für uns alle, dass unsere geteilten Wissensbestände und Unterscheidungen qua unserer Mitgliedschaft einer gewissen Kultur nie kritisch hinterfragt werden. Vico, zweifellos ein „Trickster“ des 18ten Jahrhunderts, schreibt in seiner *Scienza Nuovo* (1744: 120): „The human mind must make a great and laborious effort to understand itself, just as the eye sees all external objects, but needs a mirror to see itself“. „Trickster“ halten uns einen solchen Spiegel vor.

Die Notwendigkeit von professionellem Geschick, Reflexivität und Bescheidenheit besteht für alle Praxisfelder, aber sie wird insbesondere in Kontexten inter-institutioneller und inter-professioneller Zusammenarbeit akut. Wir finden, dass solche Formen der Zusammenarbeit weder durch die Assimilierung einer

professionellen Gruppe unter die andere noch durch endlose professionspolitische Kämpfe um Deutungshoheit geprägt sein sollten.

Reflexive Professionelle sollen dazu fähig sein, Geschichten über sich selbst und über andere zu erzählen (und Geschichten über diese Geschichten), welche die Offenheit menschlichen Dialogs verteidigt und einen Raum bereitstellt, in welchem Dinge auch anders sein könnten, nicht weil sie notwendigerweise so sein *sollen*, sondern weil sie so sein *könnten*. Dazu bedarf es jedoch eines Verfremdens von alltäglichen professionellen Handlungs- und Denkroutinen – etwas, das viel zu selten stattfindet. Differenzen ausgesetzt zu sein, so wie es oft in multi-professionellen Kontexten vorkommt, kann zu einer humorvollen Ironisierung der Praxis anderer führen, wie es etwa in einer Reihe von Berichten über ungeheuerliche Vorkommnisse in Praxisfeldern Sozialer Arbeit belegt wird (vgl. u.a. Dingwall 1977, Taylor/White 2000, White/Stacombe 2003, White/Featherstone 2005). Es mag auch zur Proklamierung moralischer Überlegenheit der eigenen Ideen führen, meistens auf Kosten eines reflexiven Engagements mit den Ansichten anderer oder aber viel grundlegender, mit den Vorannahmen und Vorurteilen, welche von der eigenen professionellen Kultur getragen und perpetuiert werden.

## Berufsbezogene Agenda: Die 'neue Moralität' der Sozialen Arbeit in den 1990er Jahren

In diesem Abschnitt kommen wir von unserem übernatürlichen Exkurs über den „Trickster“ als unseren Begleiter dazu, Beispiele für Dogma, Schwindel und Betrug in der sublunaren Welt der Praxis Sozialer Arbeit darzulegen. Politische Korrektheit bietet ein willkommenes Feld zum ewigen Auserzieren unserer Rangeleien. Das folgende Zitat stammt aus der kontroversen Polemik von David Webb (1990):

„The shift – in the very broadest of terms – is from an individualism in which self determination and non judgementalism featured as reference points for an ethical neutralism.... to a more recent certitude and orthodoxy about the direction to be taken by social workers in constructing their own, and their clients,' moral universe....The qualities follow on inevitably from the requirement: the anti-racist or the anti-sexist is self consciously and deliberately censorious; to them the mundane is made serious, and the reassuring and comfortable 'sharedness' of the assumptive world is assaulted. Others become subject to judgement, and the exception-taker is set above those who are found wanting; an element of uprightness is embraced by the accuser, and the behaviour and sentiments of the tainted are held up as morally deficient.“ (ebd.: 147-151)

David Webb hat mit dieser Analyse des Einflusses einer anti-rassistischen und anti-sexistischen 'neuen Moralität' Sozialer Arbeit in Großbritannien der

1980er und frühen 1990er Jahre einen Sturm ausgelöst, wobei er selbst als jemand gebrandmarkt wurde, dessen Argumentation als „unzulänglich“ befunden wurde (Dominelli 1990). Zu dieser Zeit wurde die Benutzung verschiedener Ausdrücke verpönt und das geteilte Wissen darüber, dass ein spezieller Begriff rassistisch oder sexistisch sei, wurde ein machtvoller Bestandteil verbindender Ansprüche, durch die SozialarbeiterInnen ihre berufliche Identität bestätigten und somit den Unterschied zwischen sich und anderen Berufen hervorhoben. So adressiert etwa ein Poster, das im Hauptempfangsbereich einer Einrichtung hängt, folgende warnende Worte an die Besucher:

„People are reminded that racist/sexist behaviour, which includes language, jokes and the display of literature, artefacts and/or the writing of racist/sexist graffiti is contrary to the objectives of this department and will not be tolerated.“

Das Benennen bestimmter Ausdrücke als unterdrückend hätte natürlich ein emanzipatorischer Triumph sein können. In vielerlei Hinsicht war es der 'deconstructive turn' der Sozialen Arbeit, wobei jedoch Probleme dabei aufkamen, zu definieren, was rassistisches/sexistisches Verhalten, Sprache, Witze, Literatur oder Artefakte ausmachte. So wurde etwa während der Feldphase der Doktorarbeit der Autorin (White, um 1993-1994) die Zusammenarbeit zwischen dem polizeilichen Kinderschutzteam und SozialarbeiterInnen durch die Forderung der SozialarbeiterInnen unterbrochen, der Ausdruck „nitty gritty“ (praktisch veranlagt) sei rassistisch und die Polizei solle davon Abstand nehmen, ihn zu verwenden.

Einige SozialarbeiterInnen hatten argumentiert, dass die Etymologie des Ausdrucks ihre Wurzeln im Sklavenhandel hätte, wo er angeblich von weißen Besitzern benutzt wurde, um die von Läusen befallene Schambehaarung weiblicher Sklaven zu bezeichnen. Folglich wurde davon ausgegangen, dass der Ausdruck „getting down to the nitty gritty“ (zur Sache kommen) die Vergewaltigung eines Sklaven durch einen weißen Besitzer bedeute. Es wurde schnell unmöglich, die Äußerung zu hören, ohne zusammenzuzucken und Bekundungen moralischer Schmähung zu erwarten. Alle 'unwissenden' SozialarbeiterInnen wurden bald eingeweiht, oft von Freunden, die ihnen schonend von der Beleidigung erzählten, die sie hervorrufen würden, sollten sie den Ausdruck weiterhin benutzen. Die Polizei war nicht überzeugt und errichtete einen Aushang in ihren Büros, der proklamierte, „nitty gritty ist kein rassistischer Ausdruck“. Natürlich führte dies zu einer erneuten Bestätigung der Meinung der SozialarbeiterInnen, PolizistInnen seien schamlose RassistInnen. Auch wenn dieser Kampf nur zwischen einigen wenigen HauptprotagonistInnen ausgetragen wurde, so waren die Auswirkungen ausreichend, den Begriff „nitty gritty“ in den Sozialen Diensten unsagbar zu machen und ihm zweifellos eine neue

Bedeutung als Kennzeichen von Potenz innerhalb der Polizei zu geben. Andere problematische Ausdrücke waren „black coffee“ (schwarzer Kaffee), „blackboard“ (Tafel) und das Benutzen von „girl“ oder „lady“, um eine Frau zu beschreiben. Bei einer Gelegenheit, während eines behördenübergreifenden Meetings wurde ein leitender Sozialarbeiter von einem Kollegen dazu gedrängt, „eine andere Metapher zu wählen“, nachdem er den Ausdruck „it’s not a black and white case“ (es ist kein schwarz-weißer Fall) benutzt hatte.

An diesen Anekdoten ist von Bedeutung, dass, obwohl die Problematisierung von gewaltförmiger Sprache Elemente der Fähigkeit des „Tricksters“ haben mag, eine lebendige Auseinandersetzung hervorzurufen, dies in der Praxis oft eine Unterdrückung von Dialog und eine diskursive Verstärkung von berufsbezogenen Grenzziehungen zur Folge hatte. Nur selten wurden die Kategorien „race“ und „gender“ problematisiert. „If it only mirrors the thing it opposes, it discovers no secret passage into new worlds.“ (Hyde 1998: 271) Einige dieser Problematisierungen geschahen später, passend zur Wirkung von Varianten des Post-Modernismus (u.a. Fawcett et al. 2000), die – nicht ohne Kontroverse – einen „verspielten“ Umgang mit bestehenden Kategorien beförderten (und vielleicht auch einiges an Unheil angerichtet haben). Das vielleicht eindrucksvollste Beispiel ist die Queer Theory, die auf der Idee beruht, Identitäten seien nicht feststehend und deterministisch. Sie schlägt vor, dass wir bewusst alle Vorstellungen einer fixen Identität in Frage stellen, in unterschiedlichster und unvorhersehbarer – tatsächlich ‘trickserischer’ Weise (z.B. Butler 1990). Arbeit im Gesundheits- und Wohlfahrtsbereich ist mit vielfältigen Mehrdeutigkeiten durchzogen und es bedarf der Figur des „Tricksters“, um zu verhindern, dass diese Mehrdeutigkeiten in den Hintergrund gedrängt werden, wie Hyde betont:

„We may well hope our actions carry no moral ambiguity, but pretending that is the case when it isn’t doesn’t lead to greater clarity about right and wrong; it more likely leads to unconscious cruelty masked by inflated righteousness.“ (ebd.: 11)

In den oben genannten Beispielen haben wir erörtert, dass Webb Aspekte der Fähigkeit des „Tricksters“ aufweist, eine neue Orthodoxie aufzudecken und ihre nicht-intendierten Folgen – nach Webb die Versteinerung von professionellem Diskurs und Debatte – einzuschränken. In diesem Sinne ist die Rolle des „Tricksters“ nahe verwandt mit Rortys (1989) „Ironikerin“, die ein tiefes Misstrauen bezüglich so bezeichneten „final vocabularies“ hat. Rorty argumentiert, dass Menschen einen kulturell eingebetteten Wortschatz haben, den sie anwenden, um ihre Handlungen und Überzeugungen zu rechtfertigen – und tatsächlich ihr Leben. Rorty nennt diese Worte die ‘finalen Vokabularien’ einer Person; über welche hinaus die Sprache einer Person zusammenbricht, da es keine Mög-

lichkeiten der Beschreibung oder des Verständnisses mehr gibt. Professionelle sowie andere menschliche Akteure haben ihre finalen Vokabularien; die Anerkennung dieses Sachverhaltes auferlegt die Notwendigkeit, ein gewisses Maß an Demut, welche nicht zuletzt durch das Bild des arglosen „Tricksters“ angespornt wird. Für Rorty wird Demut durch das Ausgesetzt sein gegenüber so vielen „final vocabularies“ wie möglich gefördert, so dass wir dazu fähig sind, ständig die kontingente Natur unserer Selbst wahrnehmen. Krishnas verspielte Reformulierung der Konzepte von Eigentum und Diebstahl bieten Anhaltspunkte darüber, wie organisatorische „Trickster“ durch das Ablegen liebgewonnener Vorstellungen oder durch Naivität neue Vokabularien ins Leben rufen, ohne Gefahr zu laufen, andere zu erniedrigen. Humor und Verspieltheit sind mächtige Werkzeuge im Repertoire eines „Tricksters“. Denken wir an Shakespeares weisen Narr. Die Rolle des klugen Narrs ist es, Selbstüberschätzung herauszufordern, zu sagen, was sonst nicht gesagt werden hätte können, vorsichtig dazu beizutragen, die Vorstellungen von Klasse und Anstand ins Wanken zu bringen. Während die noblen und mächtigen Charaktere sich selbst, ihre Projekte und ihre Melodramen so sehr ernst nehmen, vergnügt sich der Narr damit, sie (und sich selbst) zum Narren zu machen. Er benutzt seinen scharfsinnigen Witz und seinen Charme dazu, unangenehme Wahrheiten auszusprechen, ohne Zorn zu provozieren und mit etwas Glück wendet er die sich anbahnende Tragödie ab.

Wir haben bereits auf die Verwendung von Humor und Erzählung in interprofessioneller und behördenübergreifender Arbeit hingewiesen und beschrieben, dass dies oft die Form des ironischen Scherzes über „die anderen“ annimmt. Als soziale Akteure sind wir ausgezeichnet darin, die eigensinnigen Routinen und Typisierungen unbekannter Kulturen auszumachen, aber es ist viel schwieriger, die eigenen zu erkennen, da diese im vertrauten Dickicht unserer professionellen Vorstellungen und ‘finalen Vokabulare’ getarnt sind. Wir müssen Menschen Wege und Möglichkeiten des spielerischen und bescheidenen Umgangs mit unseren eigenen „final vocabularies“ bereitstellen, so dass sie diese nicht zwangsweise aufgeben, aber damit sie sie diskutieren können und ein lebhaftes Gespräch erzeugen.

Bruno Latour (1987: 22f.) unterscheidet zwischen ‘positiven und negativen Modalitäten’. In ersteren werden Ansprüche formuliert, die ein Infragestellen der Bedingungen ihrer Herstellung ausschließen, wohingegen in den letzteren solche impliziten Ansprüche hinterfragt werden, somit eine Äußerung über ihre Nützlichkeit und Richtigkeit zugelassen wird. Wir benutzen ein Beispiel unseres Kollegen Chris Hall (Hall/White 2005): Die Aussage ‘Unterbringung zur Pflege funktioniert am besten, wenn Familien keine Kinder gleichen Alters haben’, nimmt die Beschaffenheit von Pflegeunterbringung als selbstverständlich

gegeben an, während die Aussage: 'Es gibt einen kleinen Unterschied zwischen Unterbringung zur Pflege und einer kleinen Wohneinheit' es ermöglicht, die Beschaffenheit von Pflegeunterbringung und ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede im Verhältnis zur Heimunterbringung (was auch immer das ist!) zu erörtern. Wir behaupten, dass in Situationen, in denen Kulturen unhinterfragt bleiben, es eine größere Tendenz gibt, apodiktische Aussagen zu tätigen, was Kategorien auf eine Weise hervorruft, die schnelle, manchmal vorschnelle Entscheidungen mit sich zieht, wie es im Fall von Victoria Climbié geschehen war. Als soziale Akteure sind wir gut dafür ausgestattet, die Eigenarten anderer zu entdecken; das gehört dazu, wie wir ein Zugehörigkeitsgefühl innerhalb unserer 'Stämme' herstellen. Die Fähigkeit des „Trickster“ ist es, die Vorstellungskraft seiner 'Verwandtschaft' anzuregen, zu wecken.

An dieser Stelle geben wir ein Beispiel für einen Austausch, der „trickserische“ Eigenschaften aufweist. Während der Feldforschung in einer psychiatrischen Einrichtung für Kinder nahm die Autorin (White) an einem Planungstreffen teil, bei dem geprüft werden sollte, ob Rebecca (14 Jahre alt) aus einer Pflegeunterbringung genommen werden sollte, in welcher sie bereits neun Monate gelebt hatte. Rebecca gefiel es dort gut und sie wollte nicht ausziehen; auch die Pflegeeltern wollten dies nicht. Allerdings wurde ihnen nur eine Kurzzeitpflege für Kinder genehmigt und der Pflegedienstmitarbeiter musste Rebecca anderweitig unterbringen, um einen kostbaren Unterbringungsplatz freizugeben. Das wurde im Sinne des Wohls der jungen Person, ihrer Wünsche und Gefühle formuliert. Der Pflegedienstmitarbeiter berief sich folgendermaßen auf die Bindungstheorie: „[Rebecca]’s made a good attachment here. That’s good. A lot of kids don’t have that. It will help her when she moves. She needs a forever family now.“

Die popularisierte Version der Bindungstheorie postuliert, dass die Fähigkeit für eine gute Bindung andere Bindungen in der Zukunft befördert (Fahlberg 1994). Diese Theorie ist, wie wir bereits angemerkt haben, außerordentlich dominant in der Sozialen Arbeit in Großbritannien. Es wird sich oft auf diese unproblematische Weise auf sie berufen und sie wird oftmals nicht kritisch hinterfragt. Bei dieser Gelegenheit jedoch sagte eine Sozialarbeiterin, die in einem interdisziplinären Team zur psychiatrischen Versorgung von Kindern und Jugendlichen arbeitete, sehr scherzhaft – ganz in der Art eines weisen Narren: „Yes, that is good news. Attachments are important, in fact I have a really good attachment to my husband, I wonder what he’ll say when I go home and tell him he’s set me up so well, I’m going to try another man!“

Auf diese Weise wurde die kausale Verbindung zwischen einer guten Bindung und der 'Resilienz', mit einem Wechsel in eine neue Pflegefamilie umgehen zu



können, gebrochen, indem die Begriffe der Debatte verändert und eine inhaltlich breitere Auseinandersetzung, inklusive bezüglich vorhandener Ressourcen, ermöglicht wurde. Später merkte die Sozialarbeiterin an, dass ihre Arbeit an der Seite von Psychiatern und Psychologen ihr bewusst gemacht habe, wie SozialarbeiterInnen – sie selbst eingeschlossen – sich auf die Bindungstheorie als einen monolithischen Erklärungsrahmen stützen. Als sie das einmal problematisiert hatte, war es ihr nicht mehr möglich, die Bindungstheorie heranzuziehen, ohne sich dabei dessen bewusst zu sein. Anderen finalen Vokabularen ausgesetzt zu sein hat sie zu einer vorsichtigeren und kritischen Verwendung der Theorie veranlasst. Diesen Abschnitt möchten wir mit einem treffenden Zitat von noch einem weiteren schelmischen „Trickster“ abschließen, welcher die Einbildung verspottet, „final vocabularies“ seien erreichbar oder erstrebenswert:

„These ambiguities, redundancies and deficiencies remind us of those which doctor Franz Kuhn attributes to a certain Chinese encyclopaedia entitled ‘Celestial Empire of benevolent Knowledge’. In its remote pages it is written that the animals are divided into: (a) belonging to the emperor, (b) embalmed, (c) tame, (d) sucking pigs, (e) sirens, (f) fabulous, (g) stray dogs, (h) included in the present classification, (i) frenzied, (j) innumerable, (k) drawn with a very fine camelhair brush, (l) et cetera, (m) having just broken the water pitcher, (n) that from a long way off look like flies.“ (Jorge Luis Borges, *The Analytical language of John Wilkins*)

### „Trickster“ fördern

Fördern wird hier als Verb und Adjektiv verwendet: Wie können wir die Talente von Tricksern fördern, sodass diese wiederum die Lebendigkeit von Gesprächen und Sinnggebung fördern können? Das Verschreiben einer Reihe von „Trickster“-Kompetenzen wäre sicherlich der falsche Ansatz. Wie wäre es mit einer Akademie der „Trickster“ Exzellenz (ATE), um Leute dazu auszubilden mit überzogener professioneller Selbstsicherheit umzugehen? Vielleicht nicht! Dennoch hoffen wir, das Vorangegangene vermittelt einen Eindruck darüber, was getan werden muss. Für alle von uns, innerhalb unserer verschiedenen beruflichen Nischen, ist das Identifizieren von finalen Vokabularen eine Aufgabe. Im Werk von Martha Nussbaum gibt es einige hilfreiche Hinweise, etwa hinsichtlich ihrer Verteidigung einer breiten Vision von Bildung<sup>2</sup> (Taylor/White 2006).

---

2 Auch in anderen professionellen Bereichen, wie zum Beispiel in der Wirtschaft, hat es die Forderung nach einer starken Fundierung durch die freien Künste gegeben, auch wenn dies auf den ersten Blick widersinnig erscheint (Morris et al. 2005). Aber wenn dies für die Ausbildung von Fachkräften in der Wirtschaft angemessen ist,

In mehreren ihrer Schriften (z.B. Nussbaum 1997, 2001, 2004) liefert sie starke Argumente für die Ermöglichung von Dialog durch Ermutigung sokratischer Selbsthinterfragung. Sie verteidigt die Bedeutung von Literatur und Kunst für die Förderung 'narrativer Imagination'. Diese hält sie für eine solche kritische Auseinandersetzung für wesentlich und weist darüber hinaus auf die Notwendigkeit zum ständigen Hinterfragen von Annahmen hin. In Anlehnung an Platons Werk *Phaidros* und bezugnehmend auf dessen Besorgnis zur korrumpierenden Wirkung geschriebener Worte, argumentiert sie:

„Books are not 'alive'...they certainly cannot think. Often, however, so great is their prestige that they actually lull pupils into forgetfulness of the activity of mind that is education's real goal, teaching them to be passively reliant on the written word. Such pupils, having internalized a lot of culturally authoritative material, may come to believe that they are very wise. And this arrogance undercuts still further the motivations for real searching. Such people are even less likely than ignorant people to search themselves, looking for arguments for and against their cultures ways of doing things. So, books when used in education, must be used in such a way as to discourage this sort of reverence and passivity.“ (Nussbaum 1997: 34)

Humor, Kunst, Ironie, Theorie und formales Wissen sind alle wichtig, aber die Art und Weise, wie sie unterrichtet werden, gelesen werden, eingesetzt werden, und aus ihnen Sinn gemacht wird, macht einen entscheidenden Unterschied, um jemanden zur Kritik zu befähigen! Und wie unsere gemeinsame Freundin und Kollegin Brid Featherstone einmal anmerkte, ist es wichtig, dass wir es dem Leben erlauben, an den Rändern unserer Theorien zu reiben:

„I have argued that versions of feminism, which insisted that all men were powerful and all women powerless victims quite simply did not tally with my own experiences of strong women and invisible men. I also found it hard to reconcile what often felt like a rhetoric of sisterhood with my own experiences of relationships between women. Furthermore, and this was crucial, my relationship with my mother, particularly with the death of my father at an early age, was not easily reconcilable with what appeared to be sanitised accounts of victimised mothers who always loved their children unless prevented by patriarchal constraints.“ (Featherstone 2004: 10)

Brid hat von Zeit zu Zeit einige Fäden aus dem glatten Stoff bestimmter Sorten des Feminismus herausgezogen und damit ein neues Muster im Tuch gestaltet. Doch hat sie die Ränder absichtlich unvollendet gelassen: denn es gibt immer die Gefahr, dass sich eine neue Orthodoxie durchsetzt (z.B. Featherstone/Trinder

---

dann doch sicher noch mehr für die Ausbildung von Fachkräften, deren Arbeit direkt beinhaltet, anderen zu helfen und für andere zu sorgen.

1997). Geplagt von unmöglichen, endgültigen Festlegungen, ist sie trotz allem eine („Trickster“-)Feministin geblieben.

Es obliegt uns, als Auszubildende „Trickster“ zu werden, nicht um außerhalb zu stehen und „Erkenntnisse“ zurückzuweisen, die andere uns hinterlassen haben, sondern weil „the only theory worth having is that which [we] have to fight off, not that which [we] speak with profound fluency“ (Hall 1992: 280). Wie Weick (1996) – wenn auch in einem anderen Zusammenhang – festgestellt hat, ist es wichtig, uns nicht zu fest an unsere Werkzeuge zu binden, immer bereit zu sein, unsere lieb gewonnenen theoretischen Verpflichtungen hinter uns zu lassen, um nicht Gefahr zu laufen – wie die Feuerwehrleute in Weicks weit verbreiteter Allegorie<sup>3</sup> – vom Feuer verschlungen zu werden.

Um den „Trickster“ zu fördern, müssen wir lernen, die Welt, ihre Liturgien, Widersprüche und Absurditäten zu sehen und gleichzeitig unseren eigenen fehlbaren Platz in ihr zu kennen, was uns wieder zurück zu Deweys Zelebrierung der „Unwissenheit“ in unserem oben stehenden Epigraph führt. Zeit in anderen kulturellen Bereichen zu verbringen ist wichtig, sei es physisch oder virtuell, durch Film, Theater, Literatur, Geschichte oder Anthropologie. Doch ist die Suche nach Möglichkeiten der Verlangsamung des Handelns in unserer vertrauten Umgebung sowie der Möglichkeit, unsere eigene Welt von innen zu sehen, auch wichtig: SozialarbeiterInnen müssen sich als spielerische EthnographInnen der eigenen Bereiche empirisch mit ihren Praxis-Kulturen auseinandersetzen (Taylor/Weiß 2000). „To be playful and serious at the same time is possible, in fact it defines the ideal mental condition.“ (Dewey 1910: 218) Dies erfordert auch eine Neubestimmung dessen, was wir als nützlich Wissen zählen und was wir für Evidenz halten. So kann etwa das Darauf-Achten, wie wir Humor gebrauchen, Hinweise darüber geben, welche unterschiedlichen Identitäten wir versuchen, für uns selbst zu gestalten. Nehmen Sie Ihre Teamsitzungen auf und achten Sie auf die Lacher: Über wen lachen Sie? Warum? Was dürfen Sie nicht sagen? Warum? Versuchen Sie, es zu sagen. Wann waren Sie zuletzt über etwas, was eine Kollegin oder ein anderer

---

3 Weick (1996) berichtet über den tragischen Tod einer Reihe von Feuerwehrleuten bei zwei Wildbränden. Die Todesfälle konnten auf den Fehler zurückgeführt werden, dass diese ihre schweren Werkzeuge, die sie mit sich trugen, nicht zurückließen. Dadurch wurde ihr Rückzug verlangsamt und sie wurden von den schnell voranschreitenden Flammen überrannt. Weick zieht eine Analogie zwischen dem Verhalten der gedankenlosen Feuerwehrleute und den Gelehrten von Organisationen, die sich ähnlich hartnäckig an etablierte „Paradigmen, Lehrsätze und Parabeln“ klammern und damit verpassen mit neuen Ideen zu spielen, zu improvisieren, zu erneuern und zu experimentieren; „Trickster“ sind sie nicht!

Professioneller gesagt hat, schockiert? Warum waren Sie schockiert? Blicken Sie auf den Alltag, – regen Sie die brachliegenden Bereiche ihrer Vorstellungskraft an. Wecken Sie Ihren Affengeist!

Unser Plädoyer für „Trickser“ ist sowohl für das Management der Sozialen Arbeit als auch für professionelle Praxis relevant. Trotz der Jeremia Warnungen seiner ideologischen KritikerInnen wird der neue Managerialismus häufiger durch komödiantische Inkompetenz charakterisiert als durch bedrückend rationalistische Effizienz. Nehmen wir ein Beispiel aus unserer letzten Feldarbeit, bei dem die Verwaltung einer lokalen Gemeinde entschied, die eigene „Kontakt- und Koordinierungsstelle“ ohne Rücksprache mit den MitarbeiterInnen neu zu organisieren. Die Umstrukturierung hatte zur Folge, dass bestehende und gut etablierte Teams aufgebrochen wurden. Im Vereinigten Königreich herrscht auf dem Arbeitsmarkt im Bereich der Sozialen Arbeit ein allgemeiner Mangel an erfahretem Personal. Es wäre vorhersehbar gewesen, dass in Folge sechs MitarbeiterInnen, von denen drei zum erfahrensten Personal gehörten, gekündigt haben. Hier kann sicherlich die naive Version des „Tricksters“ bei der Arbeit beobachtet werden, der sich am Ende selbst ins eigene Fleisch schneidet. Aber auch der törichte, einfache „Trickster“ lernt aus seinen Fehlern, im Gegensatz zu den KollegInnen des Managements, die so wenig in der Lage zu sein scheinen, Lehren aus der Geschichte zu ziehen! Durch die Erzählung eines Volksmärchens kann ein Entwicklungsprozess in Gang gesetzt werden, bei dem am Ende der „Trickster“ als ein relativ bewusstes und nützliches Individuum steht. Was im Management benötigt wird, ist ein neues Konzept der Praxis, das in einem neuen Vokabular artikuliert wird. Die Idee des Managements als Gestaltung (Boland/ Collopy 2004) bietet ein solches alternatives Paradigma, eines, bei dem Züge eines geschickten „Tricksters“ entdeckt werden können:

„A decision attitude is ... dominant in management practice today. It is concerned with the various techniques and methods managers use in making choices, starting from the assumption that a good set of options is already available [ebd.: 6]. A design attitude [on the other hand] views each project as an opportunity for invention that includes a questioning of basic assumptions, a resolve to leave the world a better place. Designers relish the lack of predetermined outcomes, the opportunity to go back to those assumptions that have become invisible and unnoticed, looking for the real thing we are trying to accomplish, unvarnished by years of organizational habit. A design attitude fosters a problem-solving process that remains liquid and

---

4 Die erste Anlaufstelle für Professionelle oder Bürgerinnen und Bürger, die Hilfe beim Jugendamt suchen.

open, celebrating path-creating ideas about new ways to use technology and new work processes [ebd.: 9].“

Unser Essay gleicht einem Compendium von Zitaten (eine Nachricht in sich selbst), und wir erlauben uns, die Geduld des/r Lesers/in ein letztes Mal auf die Probe zu stellen, indem wir mit einem weiteren Zitat abschließen. Obwohl eklektisch anmutend, finden wir es angemessen, verschiedene Orte und Ebenen miteinander zu verknüpfen, welche, ähnlich den „Sonden“<sup>5</sup> Marshall McLuhans (eines weiteren begnadeten „Tricksters“), auf verschiedene Art und Weise entschlüsselt werden können. Im Kommentar zu seiner interaktiven Installation „Inkblot Projections“ im San Francisco Exploratorium Museum meinte sein Gestalter, der Digitalkünstler Paul Kaiser<sup>6</sup>:

„Often we say we have an idea, but sometimes it seems just the opposite: that our idea has us. And when it does, it blocks us from having any other. Nowhere is this clearer than when we look at the chaos of an inkblot. Suddenly from its meaningless (but bisymmetrical) smudges we make out a picture of something quite definite: perhaps a face, or a body, or a landscape. What's odd is that once we've seen such a picture, we have a hard time seeing anything else – including the different pictures that other people say they see there. *Inkblot Projections* makes that seeing easier, letting us take leave of ourselves for a moment to glimpse things through other people's eyes. This artwork should not be confused with the famous but disputed Rorschach test, which purports to allow psychologists to read people's personalities by analyzing and scoring their responses to a set of secret inkblots. It turns out that our imaginations are not so easily pinned down.“

Übersetzung von:

*Bettina Ritter, Stephan Dahmen und Daniel Rebbe*  
*Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft, AG 8,*  
*Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld*  
*E-Mail: bettina.ritter@uni-bielefeld.de*

- 
- 5 McLuhans Sonden sind geniale Gegenüberstellungen von Bildern und Epigrammen. Sie bieten einen alternativen epistemologischen Rahmen zum konventionellen rationalen Diskurs und regen den Leser/die Leserin durch Ratlosigkeit und Paradox dazu an, ihre eigenen Bedeutungen und Erkenntnisse durch die Erforschung Verbindungen, Resonanzen, Widersprüche zu finden. Siehe McLuhan und Carson (2003).
  - 6 [www.openendedgroup.com/artworks/other/inkblot\\_statement.pdf](http://www.openendedgroup.com/artworks/other/inkblot_statement.pdf) (zuletzt aufgerufen am 20.07.2007)

*Literatur*

- Bloor, M. 1976: 'Bishop Berkeley and the adeno-tonsillectomy enigma: an exploration of variation in the social construction of medical disposal. In: *Sociology*, 10: 43-61
- Boland, R.J. and Collopy, F. 2004: *Managing as designing*. Stanford
- Burman, E. 1994: *Deconstructing Developmental Psychology*. London
- Butler, J. 1990: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. London
- Dewey, J. 1910: *How we think*. Lexington
- Dingwall, R. 1977: '„Atrocity Stories“ and Professional Relationships'. In: *Sociology of Work and Occupations*, 4: 371-396
- Dominelli, L. 1991: '„What's in a name?“ A comment on „Puritans and Paradigms“'. In: *Social Work and Social Sciences Review*, 2, 3: 231-5
- Fahlberg, V. 1994: *A Child's Journey through Placement*. London
- Fawcett, B.; Feathersone, B.; Fook, J.; Rossiter, A. (eds) 2000: *Practice and Research in Social Work: Postmodern Feminist Perspectives*. London
- Feathersone, B. 2005: *Feminism, Child Welfare and Child Protection: A Critical Analysis and Review*. Unpublished PhD, University of Huddersfield
- and Trinder, L 1997: *Familiar subjects? Domestic violence and child welfare*. In: *Child and Family Social Work*, 2,3, 147-161
- Feyerabend, P. 2007: *Conquest of abundance: a tale of abstraction versus the richness of being*. Chicago
- Foucault, M. 1994: 'An interview with Simon Riggins'. In: P. Rabinow (ed.) *Michel Foucault: Ethics: The Essential Works*. London
- Garfinkel, H. 1967: *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge
- Hall, C. 1997: *Social Work as Narrative: Storytelling and Persuasion in Professional Texts*, Aldershot
- and White, S. 2005: *Looking Inside Professional Practice: Discourse*. In: *Narrative And Ethnographic Approaches To Social Work And Counselling, Qualitative Social Work*, 4: 379-390
- Hall, S. 1992: 'Cultural studies and its theoretical legacies'. In: Grossberg, L, Nelso, C. and Treichler, P. (eds): *Cultural Studies*. London: 277-94
- Howe, D., Brandon, M., Hinings, D. and Schofield, G. 1999: *Attachment theory, child maltreatment and family support*. Basingstoke
- Hyde, L. 1998: *Trickster Makes this World: Mischief, Myth and Art*. New York
- Jung, C.G. 2005: *The archetypes and the collective unconscious*. London
- Laming, H. 2003: *The Victoria Climbié Inquiry: Report of an Inquiry presented by the Secretary of State for Health and the Secretary of State for the Home Department by Command of Her Majesty January 2003*. Cm 5730. Norwich
- Latimer, J. 2000: *The Conduct of Care: Understanding Nursing Practice*. Oxford
- Latour, B. 1987: *Science in Action*. Milton Keynes
- McLuhan, M. and Carson, D. 2003: *The Book of Probes*. New York

- Messer, S.B. and Wampold, B.E. 2002: Let's Face Facts: Common Factors Are More Potent Than Specific Therapy Ingredients. In: *Clinical Psychology: Science and Practice*, 9, 21-25
- Morris, J.A., Urbanski, J. and Fuller, J. 2005: Using poetry and the visual arts to develop emotional intelligence. In: *Journal of Management Education*, 29, 888-905
- Nussbaum, M. 1997: *Cultivating Humanity: A Classical Defense of Reform in Liberal Education*. Cambridge
- 2001: *Upheavals of Thought: The Intelligence of Emotions*. Cambridge
- 2004: *Hiding from Humanity: Disgust, Shame and the Law*. Princeton
- Pithouse, A. 1987: *Social Work: The Social Organisation of an Invisible Trade*. Aldershot
- Radin, P. 1956: *The Trickster: A Study in American Indian Mythology*. New York
- Rorty, R. 1989: *Contingency, Irony, and Solidarity*. Cambridge
- Sacks, H. 1984: On doing being ordinary. In: J.M. Atkinson and B. Heritage (eds): *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis*. Cambridge
- Sheldon, B. 2001: 'The validity of evidence-based practice in social work: a reply to Stephen Webb. In: *British Journal of Social Work*, 31: 801-809
- Stiles, W.B., Shapiro, D.A., and Elliot, R. 1986: Are all psychotherapies equivalent. In: *American Psychologist*, 41, 165-180
- Taylor, C. and White, S. 2000: *Practising Reflexivity in Health and Welfare: Making Knowledge*. Buckingham
- 2006: *Knowledge and Reasoning in Social Work: Educating for Humane Judgement*. In: *British Journal of Social Work*, 35: 1-18
- Wastell, D.G. 1996: The fetish of technique: methodology as a social defense. In: *Information Systems Journal*, 6, 25-40
- Weick, K.E. 1996: Drop your tools: an allegory for organizational studies. In: *Administrative Science Quarterly*, 41, 301-313
- Webb, D. 1990: 'Puritans and paradigms: a speculation on the form of new moralities in social work'. In: *Social Work and Social Sciences Review*, 2, 2: 146-9
- White, S. 1998a: 'Examining the Artfulness of Risk Talk'. In: A. Jokinen, K. Juhila and T. Poso: *Constructing Social Work Practices*. Aldershot
- 1998b: *Interdiscursivity and child welfare: the ascent and durability of psycholegalism*. In: *Sociological Review*, 46(2), pp. 264-92
- and Stancombe, J. 2003: *Clinical Judgement in the Health and Welfare Professions: Extending the Evidence Base*. Maidenhead
- and Featherstone, B. 2005: *Communicating misunderstandings: multi-agency work as social practice*. In: *Child and Family Social Work*, 10, 207-216